Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 9

Artikel: Denkanstösse aus dem Clottu-Bericht
Autor: Meyer, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163217

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Diskussion

DENKANSTÖSSE AUS DEM CLOTTU-BERICHT

Eine so umfassende und gründliche Darstellung der kulturellen Situation eines Landes, ihrer Mängel und Verbesserungsmöglichkeiten gibt es gewiss sonst nirgends[1]. Die 1969 vom Departement des Innern eingesetzte Kommission von zweiunddreissig Experten (5 davon sind zurückgetreten und wurden ersetzt) heisst nach ihrem Präsidenten Gaston Clottu, a. Nat.-Rat und Erziehungsdirektor des Kantons Neuenburg.

Aufgrund von 2300 versandten, 671 beantworteten Fragebogen ist mit bewundernswertem Fleiss alles auf Tabellen dargestellt, was sich statistisch erfassen lässt: Die Herkunft der Künstler aus den verschiedenen sozialen Schichten, ihr Familienstand, ihr Einkommen, ihre Wohn- und Arbeitsverhältnisse, der Aufwand der einzelnen Kantone für den «Kulturbetrieb» pro Einwohner im Jahrzehnt 1960–1969 – mit Differenzen von Fr. 1.40 für Unterwalden und Fr. 326.– für Basel-Stadt (Fr. 197.– für Genf, Fr. 155.– für Zug, Fr. 69.80 für Zürich – der Bund hat in dieser Zeit Fr. 3.60, im Jahr 1970 Fr. 5.– pro Einwohner aufgewendet). Oder die Prozentzahl der die Kultur betreffenden Beiträge im Verhältnis zum Gesamttext der verschiedenen Tages- und Wochenzeitungen und der Zeitschriften bis zum «Pro» und bis hinunter zum «Blick», und dann wieder die Anteile der verschiedenen Kultursparten wie Literatur, Musik, Theater, bildende Kunst, Radio, Fernsehen an ebendiesen Kulturbeiträgen.

Das Material ist nach Kantonen geordnet; daraus entsteht der Eindruck, diese seien durch Mauern getrennt – Buchdruck und Eisenbahn sind noch nicht erfunden. In Besprechungen des Berichtes ist von bitter frustrierten, unterentwickelten Regionen neben kulturstrotzenden die Rede – aber kommen die Aufwendungen eines Kantons nicht auch seinen Nachbarn und dem Land im ganzen zugut?

«Es war uns vor allem daran gelegen, die Leistungen der öffentlichen Hand auf gesetzgeberischer, finanzieller und struktureller Ebene zugunsten des kulturellen Lebens darzulegen. So konnten wir den gewiss wesentlichen – aber kaum fassbaren Beitrag des familiären Milieus zur kulturellen Bildung des Einzelnen hier nicht zur Darstellung bringen» (S. 360) und «Die Kultur ist vorab Sache der Initiative einzelner Menschen» – in nächster Instanz seien die Gemeinden zu ihrer Pflege fähig, und «eine Vermehrung der kulturellen Organe sei zu vermeiden» (S. 369, 404). Dem kann man nicht genug zustimmen – vielleicht sind diese Erkenntnisse im Verlauf des Berichtes etwas in den Hintergrund getreten.

Im folgenden ist nur von der bildenden Kunst die Rede, nicht um an dem dankenswerten, ja bewundernswerten «Bericht» Kritik zu üben, sondern um

auf einige der von ihm ausgeübten «Denkanstösse» zu antworten.

Als amtliche Denkschrift gilt der «Bericht» den behördlicherseits zu ergreifenden Möglichkeiten zur Kunstförderung, ebensowichtig wäre natürlich, das Publikum zu aktivieren, ihm Hunger nach «Kunst» zu machen – aber das würde davon abhängen, was «die Kunst» diesem Publikum zu bieten hat, das ihre Pflege aus seinen Steuern bezahlen soll. Dieser Frage ist der «Bericht» aus dem Weg gegangen.

Der Künstler «halte der Gesellschaft den Spiegel vor» – hat er ihr weiter nichts zu bieten? In erster Linie spiegelt sich der Künstler selbst in seinen Werken. Es gibt ungeputzte, zersprungene, blinde Spiegel – die so zahlreichen Künstler bilden ein Spiegelkabinett, in dem auch Zerrspiegel nicht fehlen. Ein Spiegel hätte das Gespiegelte rein und klar zu zeigen – nicht zu beurteilen und zu deformieren – begnügen sich die Künstler mit dieser Rolle?

«Die Kulturschaffenden stellen hohe Erwartungen an die Gesellschaft, sie möchten von ihr verstanden werden, aber sie schulden ihr nichts», heisst es im Clottu-Bericht. Und: «Die Kunst richtet sich nicht mehr nach der Konvention der allgemeinen Zustimmung, sondern nach dem bewussten und souveränen Willen des Individuums, welches die Normen der Gesellschaft bricht und überschreitet, deren Hinfälligkeit und Äusserlichkeit die Künstler mit dem Krieg 1914–1918 erkannt haben.» Ha! da scheinen ja in gewissen Ateliers noch unaufgeräumte Reste jenes «Sturms und Drangs» herumzustehen, der vor zweihundert Jahren grosse Mode war! Der Bund ist wirklich lieb und grosszügig, dass er dem Künstlervölkchen erlaubt, den Ernst einer amtlichen Drucksache mit solchen Deklamationen aufzulockern! Und gar so hinfällig scheint die bürgerliche Gesellschaft doch nicht zu sein – jedenfalls steht sie heute – 58 Jahre nach 1918 – noch leidlich aufrecht! Es gebe Künstler, die als Arbeiter gelten wollen, heisst es im «Bericht» – da müsste man wirkliche Arbeiter fragen, was sie zu solchen Facsimile-Arbeitern meinen – die Industrie jedenfalls beeilt sich, alle Wünsche zu erfüllen mit fabrikneu abgeschabten und ausgefransten, gegen Mehrpreis auch noch geflickten Jeans.

Wen wundert es da, dass «die Künstler» als Aussenseiter angesehen werden – sie wollen das ja selbst! Und dass sich «heute eine bedauernswerte Zurückhaltung auf dem privaten Sektor» zeige? Weniger schön gesagt: dass keine Bilder gekauft werden? Die «zunehmende Teilnahmslosigkeit des Publikums» wird dessen «Verständnislosigkeit» zugeschrieben – aber wäre nicht denkbar, dass gewisse Künstler und Kunstrichtungen gerade darum abgelehnt werden, *weil* man sie versteht? Das als dumm und willenlos eingeschätzte Publikum ist in die grosse Enquête leider nicht einbezogen worden. «Den Künstler aus diesem Ghetto herauszubringen, setzt die Umgestaltung des Verhältnisses des Publikums zur Kunst voraus» – wenn der Berg aber nicht zum Propheten kommt – ?

«Um die Situation des Künstlers als Warenlieferant ... abzubauen, wären grundlegend andere Wege zu begehen, beispielsweise indem der Künstler als Individuum oder im Verband ... mit Studien beauftragt wird, die direkt die Gemeinschaft angehn ... ohne notwendigerweise zu eigentlichen Kunstwerken zu führen» – was hat man sich darunter vorzustellen? Gemälde? Wer

stellt das Thema? Wären die Ausstellungen «Tell 73» und «Stadt in der Schweiz» bereits solche «Studien» gewesen? Zu «eigentlichen Kunstwerken» haben sie jedenfalls nicht geführt.

Legitimiert das Plus an ästhetischer Begabung, das den Künstler ausmacht, und der Umgang mit Ölfarbe und Pinsel, beziehungsweise mit Acryl und Spritzpistole diesen von vornherein, in der Heldenpose des Entlarvers und Richters der «Gesellschaft» aufzutreten? Da käme es doch sehr auf das sozusagen «Gesamtgewicht» und die sonstigen Qualitäten des «souveränen Individuums» an. Ein alle bürgerlichen Konventionen brechendes und überschreitendes souveränes Individuum ist Adolf Hitler auch gewesen – und erst noch ein Maler!

Man ist rasch und leicht fertig, wenn man aus persönlichem Ressentiment nur die Schattenseiten der heutigen Kultur und Gesellschaft gelten lässt, also Unzufriedenheit, Misstrauen, Hass und Ekel predigt, ohne ihre Überwindung auch nur andeuten zu können – oder wünscht man sie gar nicht?

Fanatisch wird «das Idyllische» lächerlich gemacht und mit dem Absatz in den Boden gestampft. Warum eigentlich? Das Idyllische ist eine Lebensprovinz wie eine andere, und wenn man schon im Namen einer progressiven Freiheit jeder Brutalität und Perversität und Pornographie den Lauf lässt, darf auch «das Idyllische» zu Wort kommen – oder hat man Angst davor? Eine spontan wachsende Kultur ist vielgestaltig und voller Gegensätze, die künstlich organisierte kann manipuliert werden.

Wie «das Idyllische», so sei auch «Kunstgenuss» ein bourgeoiser Hedonismus, verkünden progressive Künstler und Literaten: die Aufgabe der Kunst sei, dem Publikum «Denkanstösse» zu versetzen. Diese Moralisten haben gewiss die Verschmierung eines Plastic-Kunstwerks an einer Strasse in Basel begrüsst? Die war ohne Zweifel der wirksamere Anstoss als das Kunstwerk selbst. Auch sei «Kultur» nicht etwa ein Vergnügen für Feierstunden, und nur so eine Art bessere Freizeitbeschäftigung, war in Besprechungen des Clottu-Berichts zu hören – wäre das etwas so Verächtliches? Seit Jahrzehnten fordern die Sozialisten immer neue Verkürzungen der Arbeitszeit, um dem Arbeiter Musse zur «Selbstverwirklichung» zu verschaffen, und die Antike hat gerade die Arbeit als «neg-otium», als Nicht-Musse negativ abgestempelt. Wäre Kultur wirklich erst gerechtfertigt, wenn sie unidyllisch-schweisstreibend an sechs (oder fünf) Tagen von 8–12 und 14–18 Uhr stattfindet – wie es bei den Funktionären des «Kulturbetriebes» (wir entnehmen das Wort dem «Bericht») ja wirklich der Fall ist?

Immer wieder «die Kulturschaffenden» – kuriose Vorstellung: auf der einen Seite «die Gesellschaft», die von Haus aus offenbar mit Kultur überhaupt nichts zu tun hat, sich diese vielmehr von genialen Ausnahmemenschen – eben den «Kulturschaffenden» – offerieren lässt, die ihrerseits nicht zur «Gesellschaft» zu gehören wünschen; «Gesellschaft» sind für die sich in ihrem Elitedasein Sonnenden nur die andern – die zahlen sollen.

Niemand wird die ohne alles Programm – und ohne Subventionen – bis ins letzte durchstilisierte alte Bauernkultur leugnen wollen – wo waren da die «Kulturschaffenden»? Jeder war durch sein blosses Dasein an dieser Kultur beteiligt, vom Pfarrherrn und Regie-

rungsstatthalter bis zum hintersten Knechtlein, und so ist heute jeder Arbeiter und Müssiggänger, jeder Kapitalist und Kommunist, Gebildete und Ungebildete Glied und Teilhaber einer «Kultur», die nichts anderes ist als die Erscheinungsform der Gesellschaft. Die Kultur wächst aus dieser Gesamtheit heraus, und ihre Ingenieure, Ärzte, Juristen, Geschäftsleute, die Trämler, Briefträger und natürlich die Lehrer aller Stufen von der Kindergartenlehrerin bis zum Universitätsdozenten sind genau so «Kulturschaffende» wie die Schriftsteller, Musiker, Maler usw. – ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht.

Der Künstler «schulde nichts» der Gesellschaft, das heisst der Gesamtheit seiner Mitbürger? Wie alle andern schuldet er ihr Dank – nächst dem Lieben Gott oder dem Schicksal oder wie immer man die der menschlichen Entscheidung entzogene Instanz nennen will – beispielsweise dafür, dass die Schweiz von zwei Weltkriegen verschont geblieben ist, für unser geordnetes Staatswesen, für die gute Schulbildung, für die AHV – letztlich auch noch für den Clottu-Bericht.

Im Gegensatz zu den notwendigerweise an das Vorhandensein einer Elite gebundenen Spitzenleistungen dessen, was im «Bericht» allein als «Kultur» gemeint ist, ist deren breite Basis nichts Elitäres und Eigenständiges, das man «dem Publikum zugänglich machen» müsste und könnte. In ihrer ganzen Breite erwächst die Kultur aus dem spontanen Interesse, aus der freiwilligen Teilnahme eben dieses Publikums an Literatur, Musik, Malerei usw. – oder sie erwächst eben überhaupt nicht. «Kultur» ist keine autonome Potenz, die von einer wohlmeinenden Behörde oder einer Künstlergewerkschaft oder wem immer einem widerstrebenden Publikum von aussen angeboten, aufgedrängt, notfalls per Klistier beigebracht werden könnte, und sie haftet und gedeiht nur bei solchen, die sich aktiv aus eigenem Antrieb um sie bemühen – für die anderen bleibt sie eine lästige Zumutung.

Die zu den referierenden Enquêteuren gehörigen Museumsdirektoren stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel: unser Land, «das in mancher Hinsicht unterentwickelt ist», blühe künstlerisch speziell in den von dynamischen Museumsdirektoren betreuten Gegenden.

Immerhin – in dieser kulturell unterentwickelten Schweiz gibt es 340 Zeitungen und Zeitschriften – im Verhältnis zur Einwohnerzahl mehr als in jedem anderen Land –, unter den Zeitungen 300 mit weniger als 5000 Abonnenten – wohl kein grosses Geschäft, aber getragen vom Idealismus ihres, meist einzigen, Redaktors. Unter den Zeitschriften besonders dankenswert solche für ein nicht-spezialisiertes Publikum, die keine «Kunstzeitschriften» sein wollen und trotzdem ein hohes künstlerisches Niveau einhalten, wie etwa die in Bild und Text vorzüglich redigierte Monats-Zeitschrift «Schweiz, Suisse» usw. der Schweiz. Verkehrszentrale, die in den Eisenbahnwagen, in allen Hotels und Schweizer Konsulaten im Ausland aufliegt, oder der «Beobachter» mit seinen schönen Titelblättern.

Es gibt in der, in naiver Unverschämtheit als kulturell unterentwickelt bezeichneten Schweiz 5200 Volksbibliotheken, riesig ausgebaute Volkshochschulen, Kurse – auch kunsthandwerklich-praktische – für Erwachsenenbil-

dung, organisiert von der Migros, von verschiedenen Gewerkschaften und Firmen, mit im ganzen etwa 500000 Besuchern – und etwa 10000 haupt- oder nebenamtlich Unterrichtenden auf eine Gesamtbevölkerung von über sechs Millionen.

*

Für restaurative Zwecke würde weitaus mehr aufgewendet als für die zeitgenössische Kunst, wird tadelnd vermerkt. Es geht hier vor allem um Bauten, die aus einem wirklichen Bedürfnis ihrer Zeit entstanden sind – sie haben sich darum als gültiges Zeugnis dieser Zeit bewährt – und als menschliche Zeugnisse abgesehen von allem Historischen. Für den Wert der in keinem kollektiven Bedürfnis der Gesellschaft, sondern in aussenstehenden «souveränen Individuen» allein verwurzelten, künstlich durch «Pflege» hervorgerufenen Kunstwerke besteht keine Gewähr – und wenig Hoffnung.

Die Gesellschaft, die die historischen Bauten und Kunstwerke hervorgebracht hat, existiert nicht mehr – wenn diese nicht von der heutigen Gesellschaft gestützt würden, würden sie in kurzer Zeit verfallen. Einmal verloren, wären sie in keiner Weise zu ersetzen: wer glauben sollte, es entstünde fortlaufend gleichwertiges Neues, hat die Unvergleichbarkeit des technischen Zeitalters noch nicht begriffen, in dem wir leben.

Auch von anderen «heimatlichen Kulturgütern» ist die Rede, vom Landesmuseum, von den zahlreichen Heimatmuseen, in denen die Zeugnisse der durch die Verstädterung zerstörten bäuerlichen Kultur – die keine speziellen «Kulturschaffenden» brauchte, gepflegt werden. Fast überrascht hört man, dass sogar für die folkloristische Betriebsamkeit Verständnis aufgebracht wird, als einer Kompensation für den Verlust der politischen und wirtschaftlichen Eigenständigkeit der ländlichen Gegenden. In diesen Zusammenhang gehört auch die volkskundliche und sprachliche Erforschung der verschiedenen Regionen – hinsichtlich der Dialektforschung und nationaler Wörterbücher – für die rätoromanischen Dialekte fünf verschiedene – der Sprach- und Sachatlanten steht die kulturell unterentwickelte Schweiz nach ausländischem Urteil in vorderster Linie.

*

Und was wird nun gefordert?

Gefordert werden so nötige Dinge wie Sozialfürsorge und Altersversorgung für die Künstler, Arbeitsräume, Ausstellungsmöglichkeiten, bessere und längere Sendezeiten in Radio und Fernsehen, Steuervergünstigungen für Künstler und Kunstsammler, Mehrzweckräume in Schulhaus-Neubauten, Bildungsurlaube für Lehrer usw.

Aber auch ein Landesmuseum für die Kunst des 20. Jahrhunderts – sie sei in den zahlreichen bestehenden Museen nur ungenügend vertreten –, eine Zentralstelle für Künstlernachlässe, eine Dokumentationsstelle für die schweizerische Kultur, eine Zeitschrift «vom Typus des Werks» als Verbindungs- und Informationsorgan für die «Künstler» unter einem vollamtlichen Redaktor, zusätzlich zu den fünf bestehenden, mehr oder weniger der Kunst gewidmeten Zeitschriften, und noch eine – offenbar einfachere – zuhanden eines grösseren Publikums: «man könnte sogar soweit gehen, sie an jeden Haushalt zu verteilen» – dazu erst noch ein Kunst-Jahrbuch. – Diese Publikationen zu redigieren dürfte nicht leicht

sein, denn in bundes-offiziellen Zeitschriften müssten natürlich alle Kantone prozentual zur Zahl ihrer Künstler zu Wort und Bild kommen.

Und könnte die an jeden Haushalt zu verteilende Gratiszeitschrift beim heutigen Stand der Kunst in der Schweiz nicht geradezu kontra-produktiv wirken, wenn sie «Konzeptkunst, Arte Povera, Happening, Fluxus, Video-Kunst» – und was es sonst noch so in der Schweiz an nachgeahmten amerikanischen Spezialitäten gibt, dem Stimmbürger vor Augen führt, der den Kunstbetrieb bisher in gutgläubiger Uninteressiertheit widerspruchslos mitfinanziert hat?

Gefordert werden Jahresstipendien von je 20000–30000 Franken für ein «Werkjahr» und Bundesstipendien von je 12000–18000 Franken für «jährlich mindestens dreissig Künstler»; gefordert werden einige – gleich «einige» Schulen für «Bildende und Angewandte Kunst», nachdem bisher die 1748 gegründete «Ecole-des-Beaux-Arts» in Genf die einzige Kunstschule gewesen sei. Freilich habe sich «das Fehlen von Akademien in der deutschen Schweiz nicht negativ ausgewirkt». Na also? Wer etwas lernen wollte, ging eben nach Paris oder sonst ins Ausland – war das ein Unglück? Was stellt sich der «Bericht» unter Angewandter Kunst vor? Die Kunstgewerbeschulen von Basel, Zürich, Bern hatten einen guten Ruf, solange es «Kunstgewerbe» gab. Vom Aussterben des Handwerks ohnehin bedroht, wurde es in der Schweiz vom «Werkbund» unter der ideologischen Diktatur von Georg Schmidt systematisch ausgerottet. Besagter Diktatur hat übrigens der Werkbund seinen eigenen Niedergang zu verdanken: wenn ich nicht irre, wird er im Clottu-Bericht, diesem 506seitigen Generalinventar aller kulturellen Veranstaltungen, nicht ein einziges Mal genannt!

Unter allen hochgemuten Forderungen findet sich plötzlich eine rührend kleinbürgerlich-ehrpusselige: die zu gründenden Kunstschulen müssten dann aber schon «Hochschulrang» haben! (nach deutschem Vorbild natürlich). Also doch noch lieber Hochschul-«Student» und «Professor» als «Arbeiter»? Eine Hoch-Schule, die mehr als nur Hoch-Stapelei wäre, hätte Unterstufen zur Voraussetzung, die der Schüler mit einem Reifezeugnis absolviert haben müsste.

Festzustellen, dass die musische Erziehung an unseren Primar- und Sekundarschulen im argen liegt, ist oder war gewiss berechtigt. Hier hätten die Steinerschulen genannt werden dürfen, die die kreativen Kräfte der Kinder durch Malen, Modellieren, Handarbeiten aller Art und durch Gymnastik zu wecken verstehen – mit fühlbarem Einfluss auf die offiziellen Schulen.

*

Seit einem Halbjahrhundert war sie als Gegenstand des Hohnes unter die Gartenzwerge verwiesen, die Göttin KUNST – aus speckweissem Carraramarmor oder echtem Gips –, in wallenden Gewändern halbentblössten Busens hingegossen, den linken Arm gestützt auf den Schild mit den drei Schildchen, in der Rechten die Palette mit Pinseln oder den Lorbeerzweig. Doch Heil uns! Die Totgeglaubte lebt – der ganze riesige Clottu-Bericht ist eine Ovation zu ihren Ehren! Unausgesprochen wird sie vorausgesetzt als das Summum Bonum, nach dem die Stadt- und Land- und Bergbewohner lechzen ...

Lechzen sie?

Danach wäre in allererster Linie zu fragen. Aber das wäre den Anwälten eines ins Gigantische zu steigernden Kunstbetriebes zu indiskret gewesen: die Erlauchte wird als eine zu nichts verpflichtete Luxusexistenz respektiert – hier wird nichts gefragt, um so mehr gefordert.

Wer trägt eigentlich heute «die Kunst», wer, ausser den sich selbst belobigenden Kunsthausdirektoren wäre wäre wohl unglücklich ohne Fluxus, Arte Povera, Happenings usw? Die Absicht, alles allen zugänglich zu machen, klingt enorm demokratisch, aber – unsere vollamtlichen wie die Amateursoziologen mögen noch so sehr die Hände verwerfen: die Spitzenleistungen der Kultur sind zu allen Zeiten die Sache einer Elite gewesen, und sie werden das immer bleiben.

Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts waren es die geistlichen und weltlichen Fürsten und die Oberschicht des Bürgertums, die die Kunstpflege trugen – nicht unter diesem Namen, sondern weil sie damit bestimmte ausserkünstlerische Bedürfnisse befriedigten. In der Schweiz waren es im Spätmittelalter die sich auch politisch für den Staat verantwortlich wissenden «Geschlechter» – dass sie damit ihr Selbstbewusstsein und Ansehn stärkten, versteht sich von selbst. Die heutige öffentliche Kunstpflege ist ganz generell – und sei sie noch so modern – ein konservatives Überbleibsel aus jenen Zeiten –, der Staat möchte den Nimbus des Mäzenatentums nicht missen, obschon keine treibende Kraft mehr dahinter steht.

Das Erblinden der Kirchen und die Auflösung der alten gesellschaftlichen Eliten hat der Kunst den Wurzelgrund für ein organisches Wachstum entzogen. Noch gab und gibt es einzelne, die aus alter Tradition Kunstwerke sammeln und per Legat oder zu Lebzeiten ihren Mitbürgern schenken – nennen wir nur für Zürich und Winterthur die Namen Reinhart, Bührle, Ruzicka, Baer, Mayenfisch – Sammlungen, die ein persönliches Gesicht haben, wie es eine durch eine amtliche Kommission zusammengekaufte weder haben könnte – noch dürfte.

Eine demokratisch gewählte Behörde stützt sich heute, im Bewusstsein ihrer Inkompetenz, zur Kunstpflege auf die Künstler selbst – der Fachmann wird die Qualitäten eines Kunstwerks ja wohl am besten beurteilen können –, also soll er in den Kommissionen und Preisgerichten das letzte Wort haben. Das wird man für Architektur-Wettbewerbe gelten lassen, hier enthält das zu erfüllende Programm soviele organisatorische und sonst praktische Anforderungen, deren Lösung jeder intelligente Laie unter Anleitung eines Fachmannes zu beurteilen im Stande ist – und fast immer entscheidet sich die Rangfolge der Projekte schon auf dieser Ebene. Anders bei «Kunst»-Wettbewerben und -Ankäufen. Hier fehlt eine jedem Laien nachprüfbare «objektive» Substanz, die Kommission ist ganz dem Gutfinden der Experten ausgeliefert: die KUNST befriedigt sich selbst.

Wird das immer so bleiben? In Russland wagt es der Staat, an die Kunst ganz bestimmte Anforderungen zu stellen, wie es die früheren Auftraggeber überall getan hatten – «souveränes Individuum» hin oder her. Wird man auch bei uns einmal wieder wagen, die KUNST nach ihren Leistungen zu fragen?

Solange die Kunst wirkliche Bedürfnisse ihrer Auftraggeber zu befriedigen hatte, blieb die Zahl der Künstler im

Verhältnis zur Gesamtbevölkerung beschränkt – heute beträgt sie in krankhafter Wucherung ein Vielfaches. Wer wird heute noch Künstler? Dass dafür keine nachprüfbaren Anforderungen nötig sind, wie sie das alte Handwerk und wie sie die Akademien stellten, bedeutet eine gefährliche Verlockung. Allzuviele, die sich primär als «souveräne Individuen» fühlen und dazu vielleicht ein nettes Zeichen- oder Maltalent haben, lassen sich von bewundernden Angehörigen und von dem immer noch romantisch-strahlenden Künstlernamen verführen, auf dieses Talent einen Lebensberuf zu gründen, während es in vielen anderen Berufen – oder als Hobby – ebenso zum Zug kommen könnte, ohne die Förderung durch öffentliche Mittel zu beanspruchen.

Brutal gesagt – als Denkanstoss –: Es ist nicht einzusehen, weshalb eine Unzahl von «Künstlern», nach denen kein Bedarf besteht, auf öffentliche Kosten ausgehalten werden müsste.

Der so imposante Clottu-Bericht ist getragen von einer hitzigen Euphorie im unerschütterten Glauben an die heutige, wurzellos in sich selbst kreisende Kunst. Könnte diese Blase nicht eines Tages platzen und in einer künftigen – schwereren – Krise schon der jetzige Kunstbetrieb als ein entbehrlicher Leerlauf per Initiative abgestellt werden – ohne dass die Kultur daran zugrunde ginge? Übertriebene Forderungen schaden der Sache, der man damit dienen wollte – wie im Märchen vom Fischer und siner Fru.

«Die Suche nach der neuen Kultur geht weiter», schliesst der Clottu-Bericht. Aber vielleicht trägt einer, der nichts «sucht», vielmehr einfach das ihm aus innerer oder äusserer Berufung Aufgetragene nach besten Kräften erfüllt, am meisten zur Kultur bei, die sich fortwährend in tausend unscheinbaren individuellen Entscheidungen verwirklicht.

Spätere Generationen werden den Bericht mit Staunen lesen: welch seltsame Vorstellungen von der Bedeutung und vom sozialen Standort der Kunst muss sich dieses zwanzigste Jahrhundert gemacht haben!

Peter Meyer

[1] Vgl. die ausführliche, z. T. kritische Darstellung dieses Dokumentes durch Anton Krättli und Lukas Burckhardt im Juniheft 1976 der «Schweizer Monatshefte».

Um im Alltag und Sport fit zu bleiben, ist eine ausgewogene Ernährung besonders wichtig. Ovomaltine ist die ideale Mischung von all dem, was stärkt und verbrauchte Energie ersetzt. Darum ist Ovomaltine gut und gibt das Beste zu einem guten Tag.